

vorgesezte Persönlichkeit nicht gefallen, wovon z. B. S. 167 und viele andere Stellen Zeugniß geben, ebenso sein Urtheil über die kirchliche Gesinnung des Bischofes L. von Hay, S. 303. Von der kirchl. Gesinnung dieses Bischofes zu schweigen, ist Gold, dieses Mannes, den seineigener Hirtenbrief v. 20. Nov. 1781 richtet. Sehr überflüssig sind in dem Buche die Lobsprüche über eine Menge Persönlichkeiten; z. B. S. 140 in der Anmerkung die neuartige Doro-logie auf den Cultusminister Stremayr, oder der dicke Weihrauchdampf zu Ehren des Grafen Beust S. 355. Bei diesem Anlaß sei dem Verf. das Buch empfohlen: „Erlebnisse des Bernhard Ritter von Meyer“. Dem Verf. scheint der Gebrauch zu gefallen, daß in manchen hochadeligen Häusern die Kinder erst etwa im 16. Lebensjahre zur Erstkommunion geführt werden S. 148; kirchlich ist dieser Gebrauch gewiß nicht.

Rez. zweifelt nicht, daß an dem Hause Dietrichstein und seinen Gliedern viel Großes und Edles haftet, über alle ragt der Cardinal Franz von Dietrichstein empor, dem der Verfasser in der betreffenden Partie seines Buches ein sehr schönes Denkmal gesetzt hat, wofür er alles Lob verdient.

Schludenan.

Dechant Arsenius G a m p e.

Fellöckers Krippelgangel und Krippenspiel. Linz 1880. Verlag der Au. Haslinger'schen Buchhandlung (J. Sachsperger, Pr.)

Ein willkommener Beitrag zur Erhöhung der Christbaumfeier. Wir wissen dem hochw. Herrn Herausgeber Dank für die gelungene Auswahl frommer poetischer Ergüsse in der Volksmundart. Die Mehrern derselben sind vom Hrn. Pfarrer Zöhrer in St. Lambrecht und Hrn. Pfarrer P. Alexander Oberneder in Rohr. Die Gedichte haben einen frommen Kern und wohlklingende Reime. Für den Werth der beigegebenen Melodien spricht der Name Zöhrer. Ausstattung gefällig. Preis billig.

Waldneufkirchen.

Dechant Norbert P u r s c h k a.

Kirchliche Zeitläufe

von Prof. Dr. J. Scheicher in St. Pölten.

Der große Weith schrieb einmal, statt der Sapientia könne heut-zutage der Pantheismus sagen: et sicut nebula texti totam ter-ram. In der Zeit der Eisenbahnen, des Telegraphen und des Telephons liebt man schnellen Wechsel, Geschwindigkeit ist längst keine Zauberei, und schneller als Döbler seinerzeit Blumensträußchen aus dem Aermel schüttelte, bringt die Gegenwart Prinzipien auf Prin-zipien, die dem Vorgeben nach für ewige Zeiten auf Geltung An-spruch machen, in Wirklichkeit jedoch schneller von anderen, neuen Prinzipien überholt werden, als der auskugelnde Professor oder

Volkslehrer eine Quinquennalzulage zu verdienen im Stande war. Der Pantheismus ist bereits dem Materialismus gewichen; man erträgt keinen Theismus und sei er selbst mit dem Pan, dem All verquickt und garnirt. Selbst der Panhumanismus ist wenigstens practisch abgethan, indem die Lichtseite des Materialismus — das bequeme Leben — zur Domäne der sogenannten oberen Zehntausend geworden ist. Eines ist geblieben: das Gegentheil der Sapientia, der Liberalismus, die Kirchen- und Religionsfeindslichkeit kann mit vollem Rechte sagen: *et sicut nebula texi totam terram.*

Für den Verfasser der Zeitläufe, der diesmal als Rundschauer an der Schwelle eines neuen Jahres steht und einen Blick in die Zukunft werfen muß, während er anderseits die Vergangenheit vor dem geistigen Auge verehrter Leser Revue passiren lassen soll, ist dadurch ein freilich nicht erfreulicher Faden gefunden, welcher alle kirchlichen oder besser antikirchlichen Strömungen und Ereignisse gewissermassen zu einer Art Einheit oder mindestens Einerleiheit verbindet. Dabei muß er allerdings fürchten, daß die Wiederholung derselben Dinge bei fast allen Nationen die ganze Abhandlung eiförmig mache. Allein das ist nicht seine Schuld. Es ist ihm widerlich genug, statt von einem vielgestaltigen erhebenden Hochgange kirchlichen Lebens und Wirkens, von dem Tiefgange umsturzsinrender, diabolischer Bestrebungen schreiben zu müssen. Als getreuer Chronist darf er aber die hervorragendsten Momente des Zeitkampfes nicht unbesprochen lassen, sondern muß sie aufschreiben für die kommenden Geschlechter und muß sie vorhalten der lebenden Generation, damit sie, wenigstens jene, welche sich für Christus entschieden hat, auf der Hochwacht christlichen Lebens und Strebens wachend bleibe und auf die Frage: *Custos quid de nocte* Antwort zu geben wisse.

„Es wird viel von Gottes Walten sichtbar, wie immer, wenn der Satan große Geschäfte macht.“ Diese Worte des schon einmal genannten Veith scheinen uns auch heute noch und vielleicht mehr als je wahr zu sein. Ehevor wir den Stand der Dinge auf kirchlichem Gebiete nach Ländern und Nationen zu schildern beginnen, dürfte es angezeigt sein, diese Wahrheit zu erweisen. Für Gottes Walten halten wir jede Förderung echter und rechter Erkenntniß und besonders dann, wenn die Worte des Psalmisten: *Et nunc reges intelligite* buchstäbliche Erfüllung finden.

Als dieser Tage Kaiser Wilhelm die Nachricht von einem neuen Attentate auf den Zar, bei welchem das Bahngeleise unterminirt und bestimmt war, den reisenden Kaiser sammt Gefolge in die Luft zu sprengen, aber glücklicherweise die Explosion zur unrechten Zeit erfolgte, hinterbracht wurde, verbüsterte sich seine Miene und nachdem er einige Minuten im Schweigen verharret, sagte er in traurigem Tone, aber mit einer gewissen Energie: „Wenn die Richtung

der Politik nicht geändert wird, wenn man nicht ernstlich daran geht, der Jugend eine gesunde Erziehung zu geben, wenn man der Religion nicht den ersten Platz einräumt, wenn man nur mit Auskunftsmitteln von einem Tag auf den anderen regieren will, dann werden unsere Throne gestürzt und die Gesellschaft ein Spielball der schrecklichsten Ereignisse werden. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, und es wäre ein großes Unglück, wenn nicht alle Regierungen sich zu diesem heilsamen Werke der Repression vereinigten.“ Wir stimmen selbstverständlich diesen Worten von ganzem Herzen zu, können uns jedoch nicht verhehlen, daß sie bei aller Erfreulichkeit gewonnener richtigen Einsicht doch noch eine große Gefahr in sich bergen. Die Zeit ist so beisspiellos banquerott geworden, daß sie häufig selbst die am wenigsten mißzuverstehenden Wahrheiten übel auffaßt.

Zur Zeit, als der bedauernswerthe Bolzano eine neue Richtung kirchlichen Denkens zu befördern bemüht war, fehlte es nicht an Solchen, welche die erhabensten Wahrheiten der Offenbarung vom Utilitätsstandpunkt anfassen zu sollen dafür hielten. Da wurde gefragt: Was nützt die Incarnation, was nützt die immaculata conceptio u. s. w. Wir fürchten sehr, wenn die verschiedenen Regierungen wirklich Wilhelms Worte ausnahmslos in Erwägung nehmen sollten, wohin es jedoch gute Wege haben dürfte, daß dann wahrscheinlich die Utilitätsfrage in erster Linie, vielleicht auch ausschließlich in Betracht kommen werde, und dann fürchten wir mit vollem Grunde, werde die gewonnene, an sich richtige Einsicht lediglich als Product des Eigennutzes verschrien und dadurch unwirksam gemacht werden.

Einstweilen hat es indessen noch weit hin, daß die Regierungen sich einigen sollten, wenngleich selbst republicanische sich bereits auf dem Caesaropapismus hinauspielen und das sonst verhaßte Wort Kaiser im Munde führen, um sich der Kirche gegenüber Kaisersrechte oder Anmassungen zuzuschreiben. So sagte vor kurzem Einer der Rotheften von Paris, Clemenceau: Man muß dem Clerus zeigen, daß er dem Kaiser geben muß, was des Kaisers ist, und daß Alles des Kaisers ist. Worte, welche für sich selbst sprechen, wobei wir sogar die Phrase: Die Folgerungen ergeben sich von selbst, uns ersparen können.

Der länderweisen Revue wollen wir weiter noch konstatierend eine Thatsache vorausschicken, welche uns ein wenigstens theilweise neues Manöver enthüllt. Es scheint, daß es der nächsten Zeit vorbehalten sein wird, den Kampf gegen die Auktorität besonders in der Richtung auf die Bischöfe geführt zu sehen. Der h. Vater ist so lange die Zielscheibe der Verfolgung, des Hohnes und Spottes, wie noch ärgerer Waffen gewesen, daß für den Augenblick eine Abwechs-

lung, eine Frontveränderung erwünscht scheinen mag. Hexkapläne, Mönche, Nonnen, ziehen auch nicht mehr wie einst: man läßt darum die Meute auf den Episcopat los.

In Frankreich sieht fast jede Woche einen „landespreisgebenden“ Bischof vor das Tribunal der Judenpresse, ja manchmal sogar noch höher hinauf gezerrt und geschleppt. Natürlich findet man und fand man noch niemals eine begründete Schuld, allein darum handelt es sich auch nicht. Man muß nur die Meute einüben, man muß das Volk in eine gewisse Erwärmung des Hasses hineinstossen, und das geschieht einfach, sicher und leicht durch die oft wiederholten Anklagen in der Presse, eventuell im Parlamente. Zeigt sich schließlich, daß man Unrecht gehabt, so läßt man die Sache fallen, aber aliquid haeret.

Selbst in unserem Vaterlande müssen wir ein hieher gehöriges Manöver konstatiren. Es kann vielleicht auf den ersten Blick nicht in die angeregte Kategorie zu gehören scheinen, allein wir halten fest, die Endabsicht war die gleiche; nur die Gefechtsweise wurde entsprechend unseren Zuständen abgeändert. Die Bischofssitze von Trient und Brixen wurden dieser Tage besetzt; für den ersteren wurde der Weihbischof Della Bona von Salzburg, für letzteren der Ehrendomherr und Dechant in Innsbruck von Leiß ernannt. Jedermann weiß, oder kann es wenigstens wissen, daß ein Bischofssitz nicht mit Rosen bestreut zu sein pflegt: die Welt sieht freilich nur die freundlich lächelnden Gesichter, aber die schlaflosen Nächte, die kummervollen Stunden sieht sie nicht. Ein Bischof hat eine gar wichtige Aufgabe zu erfüllen. Dazu ist ihm allseitiges Vertrauen unbedingt nothwendig. Nachdem auch der Staat, in bedrängten Zeitverhältnissen insbesondere, von dem Einflusse der Bischöfe sehr vielen Nutzen hat, sollte man meinen, müsse es ihm und jedermann, der es ehrlich meint, sehr viel daran gelegen sein, diesen Einfluß nicht zu untergraben. Wir erinnern beispielsweise an 1859 und 1866 und was damals Fürstbischof Vincenz Gaxer für das Vaterland geleistet hat. Auf seinen Hirtenbrief erhob sich der tirolische Landsturm mit einer Einmütigkeit, einem Heldennuthe, der die Bewunderung der Mitwelt erregte, und doch war Tirol in der vorhergegangenen Zeit kein Schooßkind gewesen, und gab es mehr als eine Klage dort. So viel vermag die Stimme eines Mannes, eines Bischofes, welche zum Kampfe für Kaiser und Vaterland aufruft. Wer mußte es daher nicht auf das Höchste bedauerlich finden, daß gleich nach der Ernennung die jüdische, zum Theile sogar die officiöse Presse, in die Welt hinaus schreiben durfte, daß Della Bona und Leiß den Liberalen zu lieb ernannt worden seien, daß diese Männer weitab von der Richtung eines Gaxer zc. gestimmt seien. Wir hoffen, Tirol hat die Absicht gemerkt. Die Feinde der Kirche möchten Uneinig-

keit, Zwietracht in's kirchliche Lager tragen, die Katholiken mit Mißtrauen gegen ihre eigenen Bischöfe erfüllen. Die Männer der besagten Presse wußten recht wohl, daß beide genannte Bischöfe nicht ihrer Gesinnung sein können. Versid aber gaben sie dieselben als solche aus, weil sie dadurch ihre Zwecke zu fördern, zu erreichen hofften. Das Manöver war zum Glück zu durchsichtig, als daß es nennenswerthen Erfolg haben könnte. Die Katholiken Tirols, wie ganz Oesterreichs werden sich von ihren Bischöfen nicht trennen lassen weder jetzt, noch in der Zukunft.

Noch ärger erlaubte man sich in derselben Zeit mit dem belgischen Episkopate umzugehen und leider daß wir es sagen müssen, die österreichische Judenpresse stand auch hier in erster Linie. Der unglückliche M^{rs}. Dumont, Bischof von Tournay, längere Zeit schon von einem Leiden gequält, das ihn zeitweise sogar des Vernunftgebrauches beraubte, hatte bereits vor einiger Zeit seine Resignation selbst angetragen. Ehe er aber formell dieselbe dem h. Vater geben konnte, hatte sich sein Leiden so verschlimmert, daß ihm Se. Heiligkeit die Jurisdiction entziehen mußte.

Das nun war für Wiens Juden ein Freudentag. Unter dem Titel „Bischöfliches Stillleben“ schrieb die „Presse“ und gesinnungsverwandte Blätter haarsträubende Dinge nieder. Dumont sollte die ihm die Absetzung überbringenden Bischöfe geohrfeigt, ihnen Gläser an den Kopf geworfen haben u. Was half es, daß Dumonts Bruder mit seiner Unterschrift erklärte, daß dem Kranken gar nicht die Bischöfe das Dokument gebracht, daß jener bei Erhalt desselben allein gewesen u.

Der Episkopat ist die Zielscheibe der Religionsfeinde im gegenwärtigen Status des Kampfes.

Und nun wenden wir uns zu den einzelnen Ländern, um die daselbst herrschenden Zustände kurz zu skizziren.

Ein in politischen Dingen offenkundig gut unterrichteter Mitarbeiter der „gelben“ Blätter sagte kürzlich in gewohnter geistreicher Weise: Der Friede der Welt beruhe nicht auf dem Wunsche ihn zu erhalten, sondern nur auf der Unmöglichkeit ihn zu brechen. Diese Meinung adoptiren wir vollständig für das kirchliche Leben in unserem Vaterlande: wir haben verhältnißmäßigen Frieden, weil es Juden und Freimaurer, wozu dem Geiste nach so ziemlich alle Liberalen gehören dürften, einsehen, daß im katholischen Oesterreich mit seiner ebenso populären als christlichen Dynastie ein Culturkampf unmöglich ist, besonders jetzt, seit derselbe im protest. Preußen als großer Fehler erkannt worden ist. Indessen, wenn wir aus diesem Umstande Lust schöpfen möchten, in stolzer Selbstüberhebung wie der Pharisäer im Tempel zu beten, so bringen uns die beschämendsten Thatfachen unverzeihlicher Schwäche und Lauheit in unserer religiösen Ueberzeugung wieder auf den realen Boden der Demuth.

Es ist eine gar traurige Wahrheit, daß die kath. Oesterreicher eine bei weitem weniger verbreitete kath. Presse haben, als z. B. das kleine Belgien und selbst Holland. Unsere Intelligenz nimmt ihre geistige Nahrung fast ausschließlich aus Judenblättern. Mit Ausnahme der Trauung und des Begräbnisses haben die sogenannten gebildeteren Männer absolut keinen Berührungspunkt mit Kirche und Priesterthum. Und darin ist es in kleineren Städten und Märkten noch schlechter, als in der Residenz, denn wer hier in's Gotteshaus gehen wollte, würde und müßte mit Recht fürchten, daß er bei den Judenblättern und den von ihnen geleiteten Gemüthern in Ungnade fiele, in's Geschrei käme und allenfalls sogar zeitlichen, materiellen Schaden im Erwerb oder Avancement erleide.

Ein Schauer überfällt uns, wenn wir an so manchem Orte uns umsehen und zählen, wie viele, eigentlich wie wenige, von den sog. Gebildeten ihre Christenpflichten erfüllen. Soldaten, Officiere im Gotteshause zu sehen, ist vielerorts fast unerhört; auf dem Exercierfelde selbst am Sonntage, ja.

Soll — wir reden von kleineren Städten, in welchen Aller Herzen und Nieren erforscht zu werden pflegen, Aller Schritte und Tritte nachgezählt werden — etwas gegen die Judenpresse geschrieben, eine Lüge derselben widerlegt werden, muß der Klerus selbst zur Feder greifen. Ein studierter schreibkundiger Laie ist in neunundneunzig von hundert Fällen nicht zu finden. Und daß sich dem Klerus ein Sohn einer sog. besseren Familie anschließe, sich einreihen lasse in die Zahl der Gottesstreiter, ist bereits fast unerhört.

Das unverdorbene Landvölk liefert fast ausschließlich diejenigen, welche eines höheren Idealismus fähig sind, welche ein starkes Herz haben, sich für die edleren Güter zum Opfer zu bringen. Diese stellen sich in die Bresche und vertheidigen den Boden Zoll für Zoll, obgleich sie als Hexkapläne demuncirt, ihre Presse als Kaplanspresse beschimpft wird, um ja zum Voraus jede Einflußnahme auf die gebildete aber leider verbildete Masse unmöglich zu machen. Man gewöhnt sich bei uns nach und nach von der kath. Religion als von der Bauernreligion zu sprechen und unsere Journalisten unterstehen sich bereits unterschiedlich, eine Parallele mit dem Heidenthume zu Beginn der christl. Zeitrechnung zu ziehen. Natürlich darf man es diesen nicht so sehr übel nehmen, sie lästern was sie nicht verstehen. — Unsere getaufte Intelligenz übrigens ist geistig nicht ganz todt, sie schläft nur den Schlaf des Indifferentismus. Die Nachwehen des Josefismus sind bei den Laien noch stark vorhanden, während der Klerus sich zum weitaus größten Theile längst davon losgemacht hat. Es wird, und vielleicht ist der Zeitpunkt näher als wir denken, eine Umänderung kommen, dieser Lazarus bleibt nicht in seinem Gedankengrave. Der Materialismus und das

zersehkende Judenthum können ein im Kerne kathol. Volk nicht für immer fesseln und es ruiniren. Nationalität oder Phrasen von Freimaurerei füllen kein gesundes Gemüth aus.

Wie armselig, wie komisch und doch nebenbei auch wie tief betäubend klang es, als vor einigen Tagen der ungar. Abg. Tokai im Reichstage sagte: „Ich liebe Ungarn so sehr, daß ich selbst vom Himmel nichts wissen will, wenn er nicht in Ungarn ist“, Worte, welche für sich selbst sprechen. Auch das genügsamste Gemüth muß doch etwas Höheres ersehnen, als von ungarischen Würmern gegessen zu werden.

Wir hoffen, daß die Zeit der Besserung bereits im Anzuge sei. Der Teufel hat bisher gute Geschäfte gemacht, und nun dürften nach Beiths Worten Gottes Waltungen bald offenbar werden.

Eine solche sehen wir auch in Preußen-Deutschland. Das Reformjudenthum, eigentlich das nihilistische, materialistische Judenthum, hat dort ebenso wie bei uns durch die Presse die Geister gégängelt. Da infernalcr Haß gegen die Weltkirche dasselbe erfüllte, hegte es gegen diese so lange, bis die faszinirende Wirkung gewisser Phrasen das gute deutsche Volk in den Kulturkampf hineinpaukte, aus dem es heute so gerne schon befreit wäre. Glaubenslose Juden standen an der Spitze jeder antireligiösen Kundgebung der letzten zehn oder zwanzig Jahre, Juden hielten und förderten den Altkatholizismus, den sie für einen Sturmbock guter Verwendung hielten. Es mag sein, daß dieselben theilweise aus derselben Ursache zum Kampfe bliesen, aus welcher zur Zeit Kaiser Josephs ihre Stammgenossen das Klosteraufhebungs-gesetz mächtig förderten, weil sie bei der Verschleuderung der Kirchengüter riesige Gewinne zu erreichen hofften; aber Alles was vorgefallen, wird dadurch nicht erklärt. Es ist unvermeidlich, daß wir an einen tieferen Haß denken, welchen das um seinen Compaß gekommene Volk der geoffenbarten Wahrheit entgegenbringt. Zersehend, auflösend hat es unter den Deutschen noch ärger als sonst überall gewirkt. „Das deutsche Volk, das so lange und mit Recht für das religiöseste galt, hat heute faktisch kaum noch eine Religion, schrieb der Staats-socialist am 15. März 1879. Es ist ein furchtbares Schauspiel, heißt es dort weiter, und furchtbar sind die Wirkungen dieser Thatfache in unserem Volksleben.“

Diese Einsicht nimmt zu; daß sie die richtige ist, mag auch beweisen, daß der Kaiser seiner Garde das Halten liberaler i. e. Judenblätter verboten und daß sich zahlreiche Antisemitenvereine bilden. Wir wissen uns von jedem unchristlichen Wunsche ferne, welcher das jus talionis zur Grundlage hätte, aber wir ahnen, daß durch Gottes Fügung früher oder später die Kulturkampfheker zur Reue werden gebracht werden.

Der Tempel des modernen, absolut glaubenslosen Judenthums,

die Börse nämlich, wurde vom Minister Maybach in öffentlicher Parlamentssitzung ein Giftbaum genannt, was wir nicht anstehen, gleichfalls als Symptom sich nähernder gesunder Anschauung zu bezeichnen. Damit wollen wir nicht behaupten, als ob schon heute oder morgen die Aussöhnung geschehen werde. Mehr als siebenhundert Seelsorgerposten sind zwar in Westphalen und Rheinland allein unbesetzt, einsichtsvolle Staatsmänner zittern vor der Zukunft, wenn das Volk sich gewöhnt haben wird, ohne Religion zu leben und zu sterben, aber die leitenden Staatsmänner stecken noch zu tief im Hochmuth, als daß ihnen das Confiteor so leicht ankommen sollte.

Daß man aber an Aussöhnung denkt, beweist Baden, Deutschlands sogenannter Experimentirwinkel. Das Großherzogthum hatte seinerzeit zuerst den Culturkampf inaugurirt und experimentirt. November 1879 sagte dafür der Großherzog bei Eröffnung des Landtages: „Ich hoffe auf Frieden und Lösung der noch nicht erledigten Fragen, in den Verhältnissen der kath. Kirche.“

Weil wir von Baden reden, können wir und dürfen wir einen Namen, Strohmeyer, nicht übergehen. Dieser Mann war es, der vor Jahren als hell leuchtendes Licht von Bildung und Aufklärung angepriesen wurde, von Paris bis Honolulu war der Name Strohmeyer groß: denn der Träger desselben, Bürgermeister von Constanz, achtete keinen Bann, drang in die Gotteshäuser, beschlagnahmte Kirchenkassen &c. Und nun heute? Constanz flucht ihm, denn er war consequent, er achtete weder Kirchen- noch Privatrecht, weder Kirchengut noch Privatgut. Er ist gefallen, aber die Stadt ist ruinirt. Von 600.000 Mark Schulden ist sie unter seinem Regime auf 2,200.000 Mark gestiegen. In einer Woche ist 1500 Bürgern die Androhung der Execution zugegangen, falls sie die Kosten der Strohmeyer-Wirthschaft nicht zu bestreiten vermöchten. Wir hoffen, die Zeitgenossen lernen aus dieser Geschichte.

Von Baden richten wir unseren Blick nach Belgien. In diesem Lande sucht der Religionshaß soeben seine Adepten und verspricht den Belgiern die bekannten goldenen Berge, welche die meisten Völker bereits zu ihrem Schaden sich vorpiegeln ließen, und dabei materiell und moralisch banquerott wurden.

Banhumbeck, von dem bekanntlich der Vergleich stammt, daß die kath. Kirche ein Kadaver sei, den man schnelligst begraben müsse, wollte und will mittelst Hilfe der Schule dem Volke den Glauben nehmen. Bis zum 1. Juli 1879 galt der Grundsatz, den selbst der Protestant Guizot aufgestellt: Die Atmosphäre der Schule muß eine religiöse sein. Seit dem besagten Termine, soll er nicht mehr gelten: „die Religion ist von den Staatsschulen ausgeschlossen.“

Ein Brüssfeller Professor schrieb: die Religion steht mit allen Bedürfnissen der Epoche im Widerspruche. Heute muß man nicht die Offenbarung, sondern die Vernunft zu Rathe ziehen. Die soziale Oekonomie kann den Katholizismus nur als einen Feind der allgemeinen Beglückung ansehen. . . . Das Papstthum ist nur mehr ein tochter Buchstabe, wie es die Mehrheit der Götter zur Zeit der Cäsaren war.

Dieser neuen Weisheit entsprechend wurden religionslose Communalsschulen ins Leben gerufen. Selbst das Bild des Gekreuzigten sollte aus diesen Schulen hinaus, was jedoch dem Könige zu arg war und zurückgenommen werden mußte.

Und? Man muß vor den Belgiern den höchsten Respekt haben. Sie errichteten kath. Privatschulen. Dieselben wuchsen wie aus dem Boden heraus. Aber auch die Lehrer verdienen alles Lob; sie erklärten in den Privatschulen bleibend wirken zu wollen, sie warfen dem Minister seinen Judaslohn zurück. 1167 Communalsschulen konnten weder Lehrer noch Schüler finden, während zwei Drittel aller Pfarren ihre katholischen Schulen aus eigenen Mitteln errichteten. Dieß Fiasko trieb den Minister-Präsidenten Frère-Orban zu einem recht lächerlichen Streiche. Immer warf die Partei, der er angehört, den Katholiken vor, daß sie Rom gegenüber willenlos, Sklaven seien. Und nun verklagte Frère-Orban die belg. Bischöfe beim Papste und war naiv genug zu glauben, daß er Leo XIII. täuschen, und dahin bringen könne, das Verhalten des Episcopates zu desavouiren.

Er hat sich, wie voraus zu sehen, getäuscht. Zwar gab er in der Deputirtenkammer Enthüllungen, allein freimaurerische d. h. erlogene. Das Facit der authentischen Enthüllungen war: Rom ist im Dogmatischen mit dem Episcopat vollständig einig. Im Detail sind die Bischöfe von Gott gesetzt, über ihre Heerde zu wachen; sie sind keine willenlosen Sklaven des Papstes.

Wahrlich man muß Gott danken, daß Frère-Orban diesen Coup riskirte, derselbe kann nur der Kirche zum Vortheile sein.

Von Frankreich könnten wir viel Details aus der Kirchen- und Schulfrage bringen, allein es würde das zu weitläufig sein und empfiehlt sich auch besser, es auf die Zeit zu verschieben, da eine abgeschlossene Periode mit ihren Resultaten vorliegen wird. Die Entchristlichung der Schule geht ihren Weg; Ordensleute werden einfach aus ihren Häusern hinausgeworfen, selbst wenn dieselben einen Privattitel darauf hätten. Appellationen sind wirkungslos, da die Richterkollegien von Gambetta purifizirt und mit Logenmännern kompletirt worden sind.

Im Gemeinderathe von Paris stellte ein sicherer Roche den Antrag: die Kirchen den Katholiken einfach wegzuneh-

men und dieselben durch die Gemeinden an industrielle und andere Unternehmer vermietthen zu lassen. Der „Siccle“, ein jüdisches Logenblatt, schrieb zur Empfehlung des Roche'schen Wahnsinnes: Civilrechtlich gibt es weder Kirche noch Geistlichkeit, noch Katholiken. Folglich gibt es auch kein Kirchen- u. Eigenthum. Das Nichts kann eben nicht Etwas besitzen.

Es scheint, daß es weder Vernunft noch Verstand beim „Siccle“ gibt. Es widert uns darum an, weiteres von solchem Wahnsinn zu schreiben.

In Italien sah das Jahr 1879 das fortwährende Bestreben Leo XIII., die Schulen christlich zu machen und das ebenso consequente Bestreben der politischen Machthaber, Schulden zu machen. Letzteres ist ganz vorzüglich gelungen und nun bereitet man sich vor, den Ueberrest der kirchlichen Güter und Wohlthätigkeitsstiftungen anzugreifen. Das arme ital. Volk wird dabei ein sehr schlechtes, die „ausführenden“ Organe — ohne Bosheit gesagt — dürften ein sehr gutes Geschäft machen. Die Noth aber wird dann erst recht anfangen.

Um nicht zu lange zu werden, seien ein paar erfreuliche Ereignisse zum Schluß noch kurz erwähnt. In Bern (Schweiz) hat im heurigen Sommer ein internationaler Congreß für Sonntagsheiligung stattgefunden, wobei folgende Punkte zur Annahme kamen: 1. Jeder Soldat soll Sonntags dem Gottesdienste anwohnen können. 2. Auf den Eisenbahnen sind Frachtenzüge für dieselben Tage einzustellen, Personenzüge zu beschränken. 3. In jedem Lande soll ein Comité eingesetzt, besondere Missionäre für Sonntagsheiligung ernannt und vorzüglich auf Fabrikbesitzer eingewirkt werden.

Wer es weiß, wie selbst in unserem Oesterreich im Punkte der Sonntagsheiligung geheselt wird, kann sich nur freuen, daß dieser Congreß stattgefunden. Wir wünschen den besten Erfolg. Da wir von der Schweiz sprechen, dürfen wir nicht übergehen, daß das von allen Vernünftigen vorausgesehene Ereigniß bereits eintritt: die von den liberalen Advokaten Berns eingesetzten Staatspfarrer im Jura verlassen Einer nach dem Anderen ihre usurpirten Posten und steht es so zu erwarten, daß die viel bedrückten Jurasser Katholiken wieder Herren in ihren Kirchen und Pfarrgebäuden werden. Diese Staatspfarrer hatten guten Gehalt und absolut nichts zu thun. Diejenigen, welche sie eingesetzt hatten, fühlen längst kein religiöses Bedürfniß; die wirklich Gläubigen bleiben ihnen ferne. Die den Katholiken gewaltsam abgenommenen Kirchen blieben leer, seit diese Apostaten darin funktionirten, oder eigentlich funktioniren sollten. Sie unterließen es monatelang, da oftmals gar kein Theilnehmer sich einfand. Ein gewisser Masset ging darum schon seit Monaten selbst nicht mehr in die Kirche. Der Pfarrer von Grandfontaine